



---

# 1. Zur Entwicklungsgeschichte und Aktualität des Forschungsbereichs Sprache und Geschlecht

Die Welt zu kategorisieren ist eine den Menschen auszeichnende Neigung. Die Kategorisierung von Menschen nach ihrem Geschlecht scheint eine universell verbreitete und einem starken Bedürfnis entsprechende Tendenz zu sein.

»Welchem Geschlecht jemand angehört, ist neben dem Alter das wichtigste zur allgemeinen Charakterisierung eines Menschen herangezogene Merkmal. Die Geschlechtszugehörigkeit wird im Paß festgehalten, sie geht in die soziale Anrede ein und bestimmt das menschliche Zusammenleben in vielerlei Hinsicht. Sie ist nicht nur für das Sexualverhalten im engeren Sinne und das Verhältnis der Geschlechter zueinander von Bedeutung. Schon vor der Geburt eines Kindes beschäftigt die werdenden Eltern besonders die Frage, ob *es* ein Junge oder Mädchen wird« (Trautner 1997, S. 323).

Während es kaum anrühlich ist, dass Menschen ihre Umwelt als belebt oder unbelebt, fest oder fluide, rot oder grün, angenehm oder unangenehm kategorisieren und Taxonomien und Wissenschaftssysteme entwickelt haben, ist die Kategorie ›Geschlecht‹ und die Kategorisierung von Menschen als ›weiblich‹ oder ›männlich‹ spätestens mit der sog. neuen Frauenbewegung problematisch geworden. Dies hat zahlreiche Gründe. Ein wesentlicher Grund war und ist der, dass mit dem Geschlecht einer Person eine unterschiedliche Bewertung verbunden war und ist. Dies widerspricht dem **Gleichheitsgrundsatz**, wie er in demokratischen Gesellschaften in den Grundgesetzen festgeschrieben ist. Die prinzipielle Gleichheit von Menschen ungeachtet ihres Geschlechts, ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder Religion vor dem Gesetz und die damit verbundene Gleichheit der Chancen entspricht jedoch nicht den realen Gegebenheiten, wie die folgenden Fakten zeigen.

## 1.1 Einige Fakten

In hoch industrialisierten Staaten wie den USA besteht ein Lohngefälle zwischen Männern und Frauen für gleiche Arbeit bei gleicher Ausbildung, gleichem Alter und vergleichbarer Dauer der Berufstätigkeit: »For example, the median weekly wage for full-time workers

in the United States in 1996 was \$557 for men and \$418 for women [...] (Halpern 2000, S. 5). In der Bundesrepublik lag 1997 »[...] das Jahresbruttoeinkommen einer abhängig vollzeitbeschäftigten Frau [...] durchschnittlich bei knapp 44.900 DM, dasjenige eines Mannes bei 59.000 DM« (Bericht der Bundesregierung 2002, S. 3). Hier führt auch »[...] ein höherer Bildungsabschluss bei Frauen nicht zu einem gleich hohen Einkommen wie bei Männern. Im Westen erreichen Frauen (Vollzeit) mit Universitätsabschluss 72% (Ost: 89%) des Einkommens von Männern mit vergleichbarem Bildungsniveau [...]« (ebd., S. 4). Deutlich mehr Frauen als Männer leben unterhalb der Armutsgrenze. Die Kinderbetreuung ist weiterhin überwiegend Aufgabe der Frauen, die dies in Deutschland zudem meist nicht mit einer vollen Erwerbstätigkeit vereinbaren können (vgl. Statistisches Bundesamt 2003). 85% der Alleinerziehenden in Deutschland sind Frauen, von denen ein hoher Anteil auf Sozialhilfe angewiesen ist (vgl. Statistisches Bundesamt 2003). Frauen sind weder in höheren Leitungspositionen in der Wirtschaft noch in der Politik nennenswert vertreten (Halpern ebd.; Bericht der Bundesregierung 2002, S. 3; Bund-Länder-Kommission 2003). Weltweit sind der Infantizid und die Abtreibung von Mädchen weit häufiger als von Jungen.

»The selective abortion of female fetuses and infanticide of female infants have resulted in 100 males for every 92 females in India and 100 males for every 28 females in rural China, with disparate sex ratios favoring males in many other countries in the world [...]« (Halpern 2000, S. 6).

Weit weniger Mädchen als Jungen lernen lesen und schreiben und gehen zur Schule. Noch in den 1960er Jahren mussten Frauen in der damaligen BRD, die einem Beruf nachgehen wollten, ihren Ehemann um Erlaubnis ersuchen (Limbach 1990). In dem *Who is Who* in America (von 1988), in dem die bedeutendsten Persönlichkeiten in Politik, Wirtschaft, den Künsten und der Wissenschaft aufgeführt sind, beziehen sich 93% der Einträge auf Männer. Dem entspricht, dass berühmte Männer kognitiv deutlich eher verfügbar sind als berühmte Frauen, wie eine Befragung von Yale-Studierenden ergab, in der 84% der Befragten einen Mann auf die Frage, eine berühmte Person zu nennen, angaben und nur 16% einen weiblichen Namen anführten (Banaji/Greenwald 1995, S. 182).

Diese Fakten zeigen: »Being female or male is a central fact in all of our lives« (Halpern 2000, S. 7). Diese Fakten zeigen auch, dass Frauen und Mädchen sich in einer schlechteren sozialen Position befinden. Dies galt lange Zeit als naturgegeben.

## 1.2 Die Ungleichheit der Geschlechter und die Sprache: Traditionen

Die Traditionen der Betrachtung der Menschen und ihres Geschlechts sind seit der Aufklärung bis weit in das 20. Jahrhundert durch ein Spannungsverhältnis gekennzeichnet:

»Natürliche Gleichheit aller Menschen und natürliche Ungleichheit zwischen den Geschlechtern sind der paradoxe Kanon des 19. Jahrhunderts, der bis weit in die Mitte des 20. Jahrhunderts noch selbstverständlich bleibt« (Pasero 1994, S. 275).

Diese »natürliche Ungleichheit zwischen den Geschlechtern« wurde begründet im unterschiedlichen Wesen der Geschlechter. Joseph Görres (1776-1848) stellte etwa fest:

»Leidend ist seinem Wesen nach das Weib [...] was ihr von außen her geboten wird, das nur empfängt es hingegen [...] nur wenn sie ihre Persönlichkeit ganz an den Mann verliert, dann liebt sie voll und gültig« (Görres zit. nach Hof 1995, S. 5).

Für Jean Jacques Rousseau (1712-1778) ist die Würde der Frau, »[...] nicht gekannt zu sein; ihre Ehre ist die Achtung ihres Mannes; ihre Freuden liegen im Glück ihrer Familie [...]« (Rousseau zit. nach Hof 1995, S. 5).

Dieser noch weit in das 20. Jahrhundert hinein geltenden **Wesens- und Aufgabenbestimmung für das weibliche Geschlecht** entsprach, welche Fähigkeiten und Neigungen Frauen und Mädchen zugeschrieben wurden. Intellektuelle Betätigungen von Frauen galten als wider-natürlich und nur in Ausnahmefällen, wenn überhaupt, zulässig. Dies wurde z.B. in der Debatte um die Zulassung von Frauen zu einem Universitätsstudium deutlich und mit unterschiedlicher Schärfe artikuliert. Max Planck, der eine gemäßigte Position vertrat, konzidierte zwar Frauen, wenn sie, was nach Planck selten vorkommt, eine Begabung für theoretische Physik haben, den »probeweisen und stets wider-rufflichen Zutritt« zu seinen Vorlesungen und Übungen; er war aber im Grundsatz der Auffassung: »Amazonen sind auch auf geistigem Gebiete naturwidrig« und man könne

»[...] nicht stark genug betonen, daß die Natur selbst der Frau ihren Beruf als Mutter und als Hausfrau vorgeschrieben hat und daß Naturgesetze unter keinen Umständen ohne schwere Schädigungen, welche sich im vorliegenden Falle besonders an dem nachwachsenden Geschlecht zeigen würden, ignoriert werden können« (Planck, zit. nach Kirchhoff 1897, S. 257f.).

Der Psychiater Erb befürchtete »[...] die hereditäre Übertragung von der unter den studierenden Mädchen ohne Zweifel erheblich zuneh-

menden Kurzsichtigkeit und der nervösen Dispositionen« (Erb, zit. nach Kirchhoff 1897, S. 128). Und für Rudolf von Virchow war »[...] alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren [...] nur eine Dependenz der Eierstöcke« (v. Virchow, zit. nach von Braun 1997).

Nicht weniger geringschätzig und vorurteilsvoll fiel die Bewertung der Sprachfähigkeiten von Frauen und Mädchen aus. Diese wurden z.B. von Jespersen um die Wende zum 20. Jahrhundert rundheraus der Mittelmäßigkeit geziehen.

»Die frauen bewegen sich vorzugsweise auf dem mittelfeld der sprache, wobei sie alles abseits des weges liegende oder seltsame vermeiden, die männer dagegen prägen oft entweder neue wörter oder nehmen altmodische wieder auf, wenn es ihnen dadurch ermöglicht wird oder sie es sich wenigstens einbilden, einen angemesseneren oder genaueren ausdruck für ihre gedanken zu finden. Die frauen folgen regelmäßig der landstraße der sprache, die männer aber geben häufig der neigung nach, einen schmalen seitenpfad einzuschlagen oder sogar sich einen neuen weg erst zu bahnen« (Jespersen 1925, S. 231f.).

Außerdem sei die **Syntax der Frauensprache** primitiver als die der Männersprache, denn die syntaktischen Muster, die Frauen gebrauchen, seien überwiegend parataktisch (Jespersen 1925, S. 236). Die Sprache der Frauen sei darüber hinaus inhaltsarm, die Gedankenführung sei unvollständig (ebd., S. 235); dafür seien aber ihre Äußerungen schneller und wortreicher. Dies erklärt sich für Jespersen aus der Tatsache, dass der Wortschatz der Frauen eben kleiner und damit handlicher ist. Für Jespersen ist es eine Tatsache, »[...] dass nämlich die frauen nicht dieselben äußersten punkte erreichen wie die männer, sondern in den meisten beziehungen näher dem durchschnitt bleiben« (ebd., S. 237). Immerhin bleibt Frauen ein Trost, denn: »Das größte sprachliche genie und der tiefste grad sprachlichen schwachsinn sind selten unter frauen zu finden« (Jespersen 1925, S. 238).

In ganz ähnlicher Weise äußerten sich die Begründer der modernen Kindersprachforschung, Clara und William Stern in ihrem Buch *Die Kindersprache* (1928/1965). Sie stellten eine schnellere Sprachentwicklung bei Mädchen fest und erklärten diese mit der größeren sprachlichen Rezeptivität von Mädchen. Mädchen sind stärker von ihrer Umwelt abhängig, sie sind anschniegsamer als Jungen: »Sie geben sich mehr den Eindrücken hin, sind imitativ stärker veranlagt als die Knaben, sprechen daher auch früher korrekter und konventioneller als die gleichaltrigen Knaben« (Stern/Stern 1928/1965, S. 287). Jungen dagegen

»[...] handhaben zuweilen ihr relativ karges Sprachgut mit großer Selbständigkeit und einer gewissen [...] Gleichgültigkeit gegen die Beschaffenheit ihrer

sprachlichen Erzeugnisse. Dies kann bald den Eindruck einer mehr oder minder starken Unbeholfenheit, bald den einer besonderen Originalität machen« (Stern/Stern 1928/1965, S. 287).

Aber nicht nur bezüglich der Art, in der die Geschlechter Sprache gebrauchen, wurden wertende Unterscheidungen getroffen; derartige Unterscheidungen wurden auch dem sprachlichen System selbst angesonnen. Für Jacob Grimm (1785-1863) entstanden die Genera durch

»[...] eine in der phantasie der menschlichen sprache entsprungene ausdehnung des natürlichen auf alle und jede gegenstände. Durch diese wunderbare operation haben eine menge von ausdrücken, die sonst todte und abgezogene begriffe enthalten, gleichsam leben und empfindung empfangen, und indem sie von dem wahren geschlecht formen, bildungen, flexionen empfangen, wird über sie ein die ganze sprache durchziehender reiz von bewegung und zugleich bindender verknüpfung der redeglieder unvermerkt ausgegossen« (Grimm 1831, S. 346).

Die drei Genera haben nach Grimm die folgenden Eigenschaften:

»Das masculinum scheint das frühere, größere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das neutrum das erzeugte, gewirkte, stoffartige, generelle, unentwickelte, collective, das stumpfere, leblose« (Grimm 1831, S. 357).

Dieser semantisierend-analogisierende Zugang zur Bestimmung des grammatischen Geschlechts durch Grimm fand schon bei seinem Zeitgenossen Karl Brugmann erheblichen Widerspruch:

»Brugmann hatte gegen Grimms Metaphorisierungstheorie eingewandt, daß die Poetisierung der Welt mittels Sexualisierung gerade in den Sprachen sogenannter primitiver Völker nicht angetroffen wird, da es dort häufig keine Genussysteme gebe. Ein Übermaß an Phantasie und poetischen Metaphern würde also vielmehr bei Grimm als bei ›unseren Vorfahren‹ zu vermuten sein« (Leiss 1994, S. 291).

Die Thesen von Jacob Grimm entsprachen dem Zeitgeist des 18. und 19. Jahrhunderts. Trotz der mit de Saussure beginnenden neuen, strukturalistischen Sicht auf Sprache und der korrespondierenden Annahme einer weitgehenden Arbitrarität grammatischer Kategorien bezüglich natürlichen Tatsachen, erhielt die Ansicht Grimms (die auch auf dem Hintergrund der Humboldtschen Theorie zu sehen ist) jedoch eine gewisse, erneute Aktualität insofern, als Sprache als ein Ausdruckssystem einer jeweiligen historischen Epoche und Kul-

tur gesehen wurde und somit Sprache der Frage zugänglich blieb, ob in ihrer Struktur historische Traditionen und Gegebenheiten der Geschlechterbewertung eingeschrieben sind, eine Sicht auf Sprache, die nicht nur in der feministischen Linguistik, sondern in der neueren Linguistik insgesamt u.a. auch mit ihrer Neubewertung der Sapir-Whorf-Hypothese verfolgt wird (Gumperz/Levinson 1996).

### 1.3 Neue Perspektiven

Als die Gleichheitschancen der Geschlechter ab den 1970er Jahren nachhaltig eingefordert wurden, wurden auch die mit den Geschlechtern assoziierten **intellektuellen und sprachlichen Unterschiede** und deren Niederschlag in Elementen des sprachlichen Systems thematisch. Dabei ergaben sich die folgenden Fragen:

- Sind die Unterschiede nur im Stereotyp vorhanden, oder sind sie real?
- Wie sind die Unterschiede zu erklären, wie sind sie zu bewerten?
- Welche geschlechtsbezogenen Asymmetrien sind im Sprachsystem eingeschrieben, welche psychologischen Wirkungen haben sie?
- Wie ist der Zusammenhang von sozialer Position der Geschlechter in der Gesellschaft und Sprache zu sehen?

Diese Fragen wurden in der **geschlechterbezogenen Sprachforschung**, die sich auch auf Arbeiten der Soziolinguistik und Anthropologie bezog, mit unterschiedlichen Annahmen und Zielsetzungen verfolgt. Hierbei kristallisierten sich sehr verschiedene Sichtweisen auf den Begriff ›Geschlecht‹ und seinen Bezug zu Sprache und Sprachgebrauch heraus. Damit verbunden war auch eine veränderte Sichtweise auf Wissenschaft. Im Zuge der sog. Neuen Frauenbewegung etablierte sich die **Frauenforschung**, die sich von der langen Tradition des Forschens über Frauen darin unterschied, dass »[...] die weibliche Lebenserfahrung sozialer und kultureller Realität als Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens« (Hof 1995, S. 6) reklamiert und ein anderes Erkenntnisinteresse artikuliert wurde:

»Die ›Theorien‹, die Frauen etwa eine besondere Irrationalität, Sanftmut und Häuslichkeit zuschrieben, galten nunmehr als männliche Legitimationsstrategien, die weniger eine Deutung als eine Rechtfertigung des jeweiligen *status quo* zum Ziel hatten. [...] In Frage gestellt wurde das ›neutrale‹, ›ungeschlechtliche‹ Forscher-Individuum der theoretischen und kritischen Arbeit, das zwar lange Zeit darauf bedacht war, die universellen menschlichen Werte

der Aufklärung hervorzuheben, jedoch die geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse innerhalb unserer Kultur nahezu vollständig vergessen hatte« (Hof 1995, S. 7).

Die Grundannahme des **feministischen Wissenschaftsverständnisses** formuliert Marlis Hellinger wie folgt:

»Die Produktion, Präsentation und Weitergabe wissenschaftlicher Erkenntnisse wird [...] wesentlich von Prinzipien des Patriarchats geleitet, weibliche Perspektiven bleiben weitgehend unberücksichtigt. Dabei ergibt sich die Dominanz männlicher Interpretation von Wirklichkeit keineswegs unmittelbar aus der Qualität der entwickelten Theorien, nicht zuletzt hängt es von den bestehenden Herrschaftsverhältnissen ab, ob sich eine bestimmte Theorie durchsetzt oder nicht« (Hellinger 1990, S. 47).

Was dieses neue Wissenschaftsverständnis auszeichnete, ist »[...] das wissenschaftspolitische Interesse an der Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen und die Kritik an allen Formen von Macht und Herrschaft, die Frauen diskriminieren und deklassieren« (Becker-Schmidt/Knapp 2001, S. 7). Die feministische Theorie wird bestimmt als eine »Form kritischer Theorie«, für die der »[...] Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis [...]« konstitutiv ist (ebd., S. 7); dagegen ist die Bezeichnung »**Frauen- und Geschlechterforschung**« nur eine Benennung des Gegenstandsbereichs der Analysen.

Diese enge Bindung wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses an politische Praxis und die Grundannahme, dass Wissenschaft durch und durch männlich geprägt ist, implizierte auch ein Infragestellen der universellen Vernunftideale der Aufklärung und führte u.a. zu einer Unterscheidung von »guten« und »gerechten« Theorien wie bei McCormack (1981). Eine gute Theorie ist für McCormack (1981, S. 5, zit. nach Hellinger 1990, S. 47) »[...] a logically related set of principles which generate a series of hypotheses about human behaviour that are in principle testable«; eine gerechte Theorie dagegen »[...] excludes any principle of explanation which accounts for the biological or social necessity of social inequality« (ebd.).

Die **feministische Wissenschaftskritik und Wissenschaftsauffassung** hat nicht unerhebliche Widerstände provoziert. Während nicht bestritten wurde, dass Wissenschaft grundsätzlich auch gegenüber den praktischen Konsequenzen ihrer Forschungsergebnisse Verantwortung zu tragen und Methoden sowie Fragestellungen aus der Wissenschaft auszuschließen sind, die unethisch sind, ist es als empfindliche Einschränkung der Wissenschafts- und Gedankenfreiheit zu sehen, wenn – wie bei McCormack – auf Erklärungsprinzipien z.B. biologi-



scher Art verzichtet werden soll, sofern sie soziale Ungleichheit legitimieren helfen. Dass Wissenschaft immer wieder zur Absicherung bestimmter Ideologien herangezogen wurde (oder manche Wissenschaftler sich hierzu anboten), kann nicht rechtfertigen, Fakten und rational begründete Erklärungen zu übergehen; vielmehr sind diese einem argumentativ begründenden Diskurs zu unterziehen.

Dass wissenschaftliche Theorien sich nicht alleine wegen ihrer Qualität, sondern z.T. auch ihrer Passfähigkeit zu aktuellen gesellschaftlichen Problemlagen durchsetzen, diskreditiert nicht schon per se die Theorie. Nicht zuletzt impliziert ja die gesellschaftskritische Zielrichtung der feministischen Wissenschaft als Kritik an patriarchalischen Entwürfen, dass sie diesen »[...] nachweist, daß sie auf nicht haltbaren Annahmen über Rahmenbedingungen, Voraussetzungen und Geltungsbereich beruhen« (Hellinger 1990, S. 48). Der Nachweis muss sich der Mittel wissenschaftlicher Recherche und der Regeln der Logik bedienen.

Wenngleich ein Teil der Kritik an zugespitzten feministischen Wissenschaftsauffassungen durchaus berechtigt ist, ist nicht zu übersehen, dass der Widerstand sich auch gegen eine **Kritik am sog. Patriarchat** richtete und sich in äußerst polemischen Gegenäußerungen ausdrückte (z.B. Roger Scruton, zit. in Graddol/Swann 1989, S. 95).

Die enge Bindung wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses an politische Praxis hat auch zu sehr unterschiedlichen Sichtweisen auf die Beziehung zwischen Sprache und Geschlecht geführt. Aber so unterschiedlich, wie die Sichtweisen sich auch entwickelten, eine grundlegende Gemeinsamkeit blieb, nämlich die Annahme, dass das Arrangement der Geschlechter keine Naturtatsache, sondern Ergebnis sozialer, historisch gewordener Verhältnisse ist. Dies fand seinen Ausdruck darin, dass nicht mehr nur von »sex« oder »Geschlecht« sondern von *sex* und *gender* gesprochen wurde. Die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* geht auf den Psychoanalytiker Robert Stoller zurück, der bei seinen Untersuchungen der Geschlechtsidentität von Menschen mit fehlenden oder inkongruenten sexuellen Merkmalen Ende der 1960er Jahre feststellte, dass die körperlichen Merkmale nicht mit den psychischen übereinstimmten, man also ein biologisches und ein soziales/sozialisiertes Geschlecht unterscheiden müsse. Ann Oakley brachte diese Unterscheidung in die feministische Debatte ein und stellte fest:

»Sex ist ein Wort, das sich auf die biologischen Unterschiede zwischen männlich und weiblich bezieht [...], dagegen ist Gender eine Sache der Kultur: es bezieht sich auf die soziale Klassifizierung in »maskulin« und »feminin« (Oakley 1972, zit. nach Frey/Dingler 2001, S. 9).

Die hier sprachlich und begrifflich vorgenommene Aufspaltung der Menschen in biologische und soziale Wesen ist problematisch, denn sie »[...] assumes a great deal more knowledge than actually exists regarding the sources of male-female differences; also, it falsely dichotomizes potential influences, ignoring the possibility that behavior is shaped by a complex interplay between social and biological factors [...]« (Collaer/Hines 1995, S. 61).

Außerdem scheint die Unterscheidung in *sex* und *gender* nicht den gewünschten Effekt zu haben, denn die Bedeutung von *gender* hat sich der des zuvor gebräuchlichen *sex* angenähert (vgl. Przygoda/Chrisler 2000); so wird selbst das Geschlecht von Ratten in einschlägigen Publikationen als *gender* bezeichnet (vgl. ebd. S. 554). Bergvall (1999, S. 276) stellt fest: »[...] the resolution of the sex/gender debate comes down to simple substitution of ›gender‹ for ›sex‹ as a more polite term, probably to avoid the taboo implications of sexuality«. Es scheint demnach schwer möglich zu sein, die biologische und die soziale Dimension sprachlich klar zu trennen (vgl. Fausto-Sterling 1992). Der Sprachgebrauch reflektiert, was die Debatten um Erbe und Umwelt gezeigt haben: »The interface between experience and biology is seamless« (Halpern/Ikier 2002, S. 16).

Die neue Perspektive der geschlechtsbezogenen Sprachforschung bestand in der These, dass Geschlecht in Sprache und Sprachgebrauch Reflex patriarchaler Machtverhältnisse und dieses in Forschung und Theoriebildung aufzuklären ist.

## 1.4 Die Entwicklung der feministischen Sprach- und Sprachgebrauchsanalyse

Die Positionen, die seit den 1970er Jahren zum Verhältnis von Sprache und Geschlecht auf dem Hintergrund des Verständnisses von ›Geschlecht‹ als sozialer Kategorie erarbeitet wurden, unterschieden sich darin, wie sie die Wirkungen des Sozialen auf Geschlecht und Sprache bestimmten. Die wissenschaftsgeschichtlich erste Konzeption war die

- *Defizitkonzeption*; sie unterstellte Frauen einen grundsätzlichen Mangel an Einfluss und Kompetenzen. Diese Konzeption wurde abgelöst von der
- *Differenzkonzeption*; hier wurden die Unterschiede als gleichwertige Differenzen betont. Dieser Konzeption folgten
- *Konzeptionen der radikalen Dekonstruktion* des Geschlechtskonzeptes; in ihnen wurde die Kategorie ›Geschlecht‹ in eine historische, soziale und situativ variable Kategorisierung aufgelöst.

Diese Veränderungen in den Konzeptionen sollen im Folgenden kurz nachgezeichnet werden, da in ihnen äußere Zugzwänge, innere Aporien, aber auch Entwicklungsperspektiven des Themenfeldes und seiner wissenschaftlichen Bearbeitung sichtbar werden, die den Hintergrund dieses Buches bilden.

### 1.4.1 Die Defizitkonzeption

Die erste Phase der feministischen Sprach- und Sprachgebrauchsanalyse begann 1970 in den USA (mit dem vermutlich ersten Seminar zum Thema von Mary Ritchie Key an der Universität von Kalifornien in Irvine) und setzte ab 1978 in Europa ein (1978 mit dem 8. Weltkongress für Soziologie in Uppsala, 1979 mit dem internationalen Symposium »Sprache und Geschlecht« an der Universität Osnabrück; vgl. Hellinger 1990, S. 9). Diese erste Phase ist bis ca. 1980 anzusetzen. Hier folgten die Forscherinnen im Wesentlichen den Auffassungen von Jespersen, unterlegten ihnen aber eine andere Wertung, nämlich die, dass die Formen des weiblichen Sprachgebrauchs **Ausdruck der Machtlosigkeit** von Frauen in der Gesellschaft sind. Zuerst wurde diese Konzeption geschlechtsbezogener Sprache von Robin Lakoff (1975) und Mary Ritchie Key (1975) artikuliert. Lakoff stellte in ihrem einflussreichen Buch *Language and women's place* die folgenden **Merkmale einer »Frauensprache«** zusammen, durch die Frauen den ihnen zugewiesenen inferioren Status in der Gesellschaft signalisieren:

- Frauen besitzen einen großen, auf ihre typischen Interessen und kommunikativen Absichten bezogenen Wortschatz; sie benutzen insbesondere differenzierte Adjektive wie z.B. *mauve, ecru, beige* und sie gebrauchen *empty adjectives* wie *divine, charming, cute*.
- Frauen verwenden Frageintonation oder sog. *tag-questions*, um Feststellungen oder Aussagen abzuschwächen wie in *it's so hot, isn't it?*
- Frauen gebrauchen häufiger *hedges* wie *well, y'know, kinda, sorta* oder Ausdrücke wie *I guess, I think* oder *I wonder* als Einleitung von Aussagen und Fragen.
- Frauen verwenden häufig den *intensifier so*, um den Ausdruck starker Gefühle oder starker Behauptungen abzuschwächen; so sagen sie nicht *I like him very much* sondern *I like him so much*.
- Frauen haben eine hyperkorrekte Grammatik.
- Frauen gebrauchen häufiger *superpolite forms*.
- Frauen erzählen keine Witze.
- Frauen sprechen in *italics*, d.h. mit besonderer Betonung und Hervorhebung; dabei gebrauchen sie häufiger Gesten. Sie tun dies, weil ihre Rede sonst nicht beantwortet würde (vgl. Lakoff 1975, S. 53-57).

Lakoff stützte sich nicht auf systematische empirische Untersuchungen, sie bezeichnet manche ihrer Thesen selbst als spekulativ (Lakoff 1975, S. 57). Eine systematische Überprüfung ihrer Thesen und kursorischen Beobachtungen wurde im Anschluss an ihr Buch unternommen. In diesen Studien wurden **einzelne Sprachmerkmale**, *isolated items*, so z.B. die *tag questions*, abschwächende Partikel, oder höfliche vs. direkte Ausdrucksweisen und ähnliches auf ihre unterschiedliche quantitative Verteilung in der Rede von Männern und Frauen untersucht. Die Ergebnisse der Studien des *isolated items approach* zeigten, »[...] that very few expected sex differences have been firmly substantiated by empirical studies of isolated variables« (Thorne et al. 1983, S. 13).

Wenn mit diesem *approach* nicht gezeigt werden konnte, dass die Sprechweise der Frauen sich von der der Männer unterscheidet, konnte die Annahme nicht als bestätigt gelten, dass Frauen ebenso wie in der Gesellschaft im Mikrokosmos des kommunikativen Miteinander im Gespräch in unterlegener Position sind. Da diese Annahme weiterhin für höchst plausibel gehalten wurde, glaubte man, mit einer veränderten Forschungsstrategie zu überzeugenderen Ergebnissen zu kommen. Diese gründete sich nach Thorne et al. (1983, S. 14) auf die folgende **Kritik an der bisherigen Forschung**: Die linguistischen Einheiten wie z.B. Phoneme, Wörter, Tonhöhenverläufe sind häufig zu kleine Einheiten und die quantitativen Methoden der Auswertung zu weit vom Kontext entfernt, als dass man hätte zu bedeutungsvollen Ergebnissen kommen können bezüglich der Beziehung zwischen Geschlecht und Sprache. Außerdem war man nach Thorne zu sehr darauf aus, ein Gesamtbild der Geschlechterdifferenzen im Sprachgebrauch zu zeichnen und einen *genderlect* zu identifizieren. Das Bild des *genderlect* scheint zu abstrakt und zu überzeichnet, da es impliziert, es gebe Unterschiede in den Grundstrukturen der Codes von Frauen und Männern, nicht aber davon ausgeht, dass es sich um variable Differenzen und Ähnlichkeiten in der Verwendungshäufigkeit spezifischer Sprachmuster in einem gemeinsam geteilten Code handelt. *Genderlect* impliziert mehr Homogenität unter den Frauen und Männern und mehr Differenzen zwischen den Geschlechtern als tatsächlich der Fall ist. Die Autorinnen kommen daher zu folgendem Schluss: »The most fruitful research on gender and speech has conceptualized language not in terms of isolated variables, nor as an abstracted code, but within contexts of actual use« (ebd.). Ähnlich kritisch stellte Haas fest:

»Sex is not the only variable to influence a speech style. There is a complex interaction of personal characteristics such as sex, age, education, occupation, geographical region, ethnic background, and socioeconomical status,